

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 31 (1927-1928)
Heft: 20

Artikel: Der Glückliche Prinz
Autor: Wilde, Oscar
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-669376>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 10.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Am Kornfeld.

Der Segen Gottes lastet schwer wie Gold
Auf dir, wenn deine Aehrenwelle rollt.
Du beugst dich tief in heller Herrlichkeit
Und harrest gläubig deiner Erntezeit.

Und ob dein Leuchten heiß und selig stieg —
Des Schnifters Sichel ist dein höchster Sieg.
Und eine Aehre streift mich — segenschwer —
Ich bebe — Herr, ich bin so leer — so leer — —

Ernst Balzli.

Der glückliche Prinz.

Von Oscar Wilde.

Den ganzen Tag lang flog der Schwälberich, und es war schon Nacht, als er in der Stadt anlangte. „Wo soll ich absteigen?“ fragte er sich; „ich hoffe doch, die Stadt hat Vorbereitungen getroffen.“

Da sah er das Standbild des Prinzen auf der hohen Säule.

„Hier will ich bleiben,“ rief er; „es hat eine schöne Lage und viel frische Luft.“ Damit ließ er sich gerade zwischen den Füßen des Glücklichen Prinzen nieder.

„Nun habe ich ein goldenes Schlafzimmer,“ sagte er wohlgefällig zu sich und schaute umher. Dann schickte er sich zum Schlafengehen an; doch als er gerade sein Köpfchen unter die Flügel steckte, fiel ein großer Wassertropfen auf ihn nieder. „Wie seltsam,“ rief er, „nicht das kleinste Wölkchen ist am Himmel, die Sterne funkeln ganz hell, und dennoch regnet es. Das nord-europäische Klima ist doch abscheulich. Die Schilfrispe lobte den Regen zwar, doch das war nur Selbstsucht.“

Da fiel ein zweiter Tropfen.

„Zu was ist eigentlich eine Statue nutz, wenn sie nicht einmal den Regen abhalten kann?“ fragte er sich. „Da muß ich mich schon nach einem guten Schornstein umschauen.“ Und er wollte davonfliegen.

Doch ehe er seine Flügel ausgebrettet hatte, fiel ein dritter Tropfen, er schaute in die Höhe und sah — ja! was sah er?

Die Augen des Glücklichen Prinzen waren voller Tränen, und Tränen rannen über seine goldenen Wangen. Er sah so schön aus im Mondlicht, daß der kleine Schwälberich Mitleid empfand.

„Wer bist du?“ fragte er.

„Ich bin der Glückliche Prinz.“

„Warum weinst du denn?“ fragte der Schwälberich weiter. „Du hast mich ganz naß gemacht.“

„Als ich noch lebte und ein Menschenherz hatte,“ antwortete das Standbild, „wußte ich nicht, was Tränen sind. Ich lebte im Palast Ohnsorge, dorthinein durfte der Kummer nicht kommen. Tagsüber spielte ich mit meinen Gefährten im Garten, und abends führte ich den Tanz in der großen Halle an. Rings um den Garten lief eine sehr hohe Mauer, doch niemals fiel mir ein zu fragen, was dahinter läge, denn alles, was mich umgab, war ja so schön. So lebte ich, und so starb ich auch. Und nun ich tot bin, haben sie mich hier hinaufgestellt, so hoch, daß ich alle Häßlichkeit, alles Elend meiner Stadt sehen kann. Und obwohl mein Herz aus Blei ist, muß ich weinen.“

„Wie? ist er nicht aus echtem Gold?“ sprach der Schwälberich zu sich selbst. Er war zu höflich, als daß er eine persönliche Meinung laut geäußert hätte.

„Weit von hier,“ fuhr das Standbild mit leiser, wohlautender Stimme fort, „weit von hier, in einer engen Gasse, steht ein ärmliches Haus. Eines der Fenster ist offen, und ich sehe eine Frau am Tische sitzen. Ihr Gesicht ist hager und abgehärmt, sie hat rauhe, rote Hände, die ganz nadelzerstochen sind, denn sie ist Näherin. Sie sticht Passionsblumen in ein Seidenkleid, das die lieblichste Ehrendame der Königin beim nächsten Hofball tragen soll. In einer Zimmerecke liegt ihr kleiner Junge krank im Bett. Er fiebert und bittet um Orangen. Die Mutter kann ihm nichts geben als Wasser aus dem Fluß, und er weint. Vogel, Vogel, kleiner Vogel, willst du ihr nicht den Rubin von meinem Schwertknauf bringen? Meine Füße sind an den Sockel geschmiedet, ich kann mich nicht bewegen.“

„Ich werde in Ägypten erwartet,“ sagte der Schwälberich. „Meine Freunde fliegen am Nil auf und nieder und sprechen mit den großen Lotosblumen. Bald werden sie sich schlafen legen

im Grab des großen Königs. In seinem bemalten Sarge liegt dort der König. Er ist in gelbes Linnen gehüllt und mit Spezereien gefärbt. Seinen Hals umründet eine blaßgrüne Kette von Jade, und seine Hände sind wie wilde Blätter."

"Vogel, Vogel, kleiner Vogel," sagte der Prinz, "willst du nicht diese Nacht bei mir bleiben und mein Vate sein? Der Knabe ist so durstig und die Mutter so traurig."

"Ich mag Knaben nicht," antwortete der Schwälberich. "Als ich im letzten Sommer am Flusse wohnte, warfen zwei rohe Buben, des Müllers Söhne, mit Steinen nach mir. Getroffen haben sie mich natürlich nie; dazu fliegen wir Schwalben viel zu gut, und ich stamme noch dazu aus einer Familie, die ihrer Behendigkeit wegen berühmt ist; aber immerhin war es doch ein Zeichen der Misachtung."

Allein der Glückliche Prinz schaute so traurig drein, daß er dem kleinen Schwälberich leid tat. "Es ist sehr kalt hier," sagte er, "doch eine Nacht lang will ich bei dir bleiben und dein Vate sein."

"Ich danke dir, kleiner Vogel," sagte der Prinz.

Und der Schwälberich pickte den großen Rubin aus des Prinzen Schwert und trug ihn in seinem Schnabel über die Dächer der Stadt.

Er flog am Domturm vorüber, auf dem weiße Marmorengel standen. Er flog am Pa-

last vorüber und hörte Tanzweisen. Ein schönes Mädchen trat mit dem Geliebten hinaus auf den Balkon. "Wie wundervoll die Sterne sind," sagte er, "und wie wundervoll ist die Allgewalt der Liebe!"

"Hoffentlich wird mein Kleid rechtzeitig für den Staatsball fertig," erwiederte sie; "ich lasse mir Passionsblumen darauf sticken; aber die Näherrinnen sind ja so faul."

Er flog über den Fluss und sah die Lotsen an den Masten der Schiffe. Er flog über das Ghetto und sah die alten Juden miteinander schachern und in kupfernen Wagschalen Geld auswiegeln. Endlich kam er zu dem ärmlichen Hause und schaute hinein und legte den großen Rubin auf den Tisch neben den Fingerhut der Frau. Dann umkreiste er das Bett und fächelte des Kranken Stirn mit seinen Flügeln. "Wie fühlt mir ist," sagte der Knabe, "ich glaube, mir wird besser," und er sank in wohlruhenden Schlummer.

Dann flog der Schwälberich zum Glücklichen Prinzen zurück und erzählte ihm, was er getan hatte. "Wie seltsam," meinte er, "ich fühle mich jetzt ganz warm, obwohl es kalt ist."

"Das kommt von deiner guten Tat," sagte der Prinz. Und der kleine Schwälberich dachte darüber nach und schlief ein. Denken machte ihn stets schlaftrig.*)

*) Aus Oscar Wilde: Der glückliche Prinz und andere Märchen. Univ.-Bibl. Nr. 6865.

Können Tiere im menschlichen Magen leben?

Von Dr. Ludwig Höpf.

Wenn europäische Reisende bei Naturvölkern Umfrage halten, was sie sich als Ursache dieser und jener Krankheit denken, so erhalten sie häufig zu ihrer größten Überraschung die Antwort, daß gewisse Tiere daran schuldig seien, die in dem Körper des Kranken Platz genommen hätten. Mehr oder minder deutlich werden von einzelnen Volksstämmen, z. B. von den Dakota-Indianern, unter diesen Tieren böse Dämonen verstanden, die in Tiergestalt in die Körper eingedrungen seien, und zwar werden seltsamerweise nicht bloß kleine wirbellose Tiere, sondern auch Wirbeltiere, von Amphibien und Reptilien aufwärts bis zu Vögeln und Säugetieren, genannt. Bei den Klamath- und Sioux-Indianern, bei den Zentral-Mexikanern und den Xosa-Kaffern sind es Insekten (Ameisen usw.), auch Eidechsen, bei den Karef- und anderen In-

dianern Kaliforniens der Frosch, bei den Getar-Indianern die Schlange und bei den Dakotas die Schildkröte. Wenn auf Getar ein Mensch an Epilepsie, ein Bewohner der Tanambard- und Timorlao-Inseln an einer Geisteskrankheit leidet, so ist es ein Vogel im Kopfe des betreffenden Menschen, der die Krankheit verursacht. Nach dem Glauben der Twana-, Chemakum- und Klallam-Indianer pickt ein Holzspecht am Herzen eines Kranken herum; in Siam ist es ein schwarzer Vogel (Krähe), der, gezwungen von den Maßnahmen des Medizinmannes, den Körper des armen, nunmehr genesenen Kranken verläßt. Aber wehe dem Medizinmann, wenn er den Kranken allein läßt! Denn augenscheinlich wird der Vogeldämon zurückkehren und seine Eingeweide zerhacken. — Neben kleineren Vögeln (Perchen usw.) gibt es auch größere und